



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goethe- und Schillerhetzer

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Entschädigung zu leisten. Dabei kann ein gutes Geschäft herauskommen, wenn nur der Staat sich angelegen sein läßt, durch Vorsichtsmaßregeln die Gefahren zu verhüten oder zu vermindern, so die Wassersnot durch Anlegung von Deichen und Gräben, die Feuergefährdung durch Einführung einer Feuerordnung. Die Versicherungskasse darf aber zu nichts anderm als „zu solchen Dingen angewendet werden, dadurch das Land gebessert, den Leuten Mittel und Gelegenheit, sich ehrlich zu ernähren, zuwege gebracht, denen so fleißig, aber dürstig, unter die Arme gegriffen, denen, so Unglück ohne ihre Schuld gelitten, wieder aufgeholfen werden könne.“

Ferner wünscht Leibniz die Versorgung von Witwen und Waisen aus einer besondern Reservekasse. In diese soll jeder nach seinem Vermögen einschließen, seiner Witwe und seinen Kindern zum Trost. Die Besoldungen der Staatsbeamten sollen innerhalb eines Jahres in acht Raten ausgezahlt und von jeder Rate ein Prozent für diese Klasse abgezogen werden. Stirbt jemand, oder giebt er den Dienst auf, so soll ihm oder seinen Hinterlassenen die Einlage auf einem Bret übergeben werden. Das zurückgelegte Geld soll weder mit Beschlagnahme belegt noch wegen Schulden eingezogen werden können.

(Schluß folgt.)



Goethe- und Schillerheizer



Manchem mag es überflüssig vorkommen, in unsern Tagen Anklagen gegen Verächter und Lasterer unsrer Geisteshelden zu erheben. Manchem scheint vielleicht zu viel gethan zu werden in ihrer Verherrlichung. Zu Riesenbibliotheken häufen sich ja die Klassikerausgaben, zu Litteraturen die Kommentare, die Biographien und die erläuternden Darstellungen. Es drängt sich die Befürchtung auf, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen werde, daß wir noch in eine ähnliche Lage geraten werden gegenüber den Werken unsrer Klassiker, wie das Jahrhundert nach der Reformation zu deren Grundbuch, der Bibel, daß man nur noch über sie und nicht mehr sie selbst lesen werde.

Wir sind die letzten, die hinter dieser alexandrinischen Kommentatorenflut zu viel suchen. Wir sehen dabei viel mechanischen Beschäftigungstrieb auf der einen Seite, viel stumpfsinnige Bildungspheisterei auf der andern. Heute sammelt man Autographen und Goethereliquien, morgen vielleicht japa-

nische Fächer und Briefmarken. Wir würden uns gar nicht wundern, wenn man eines schönen Tages in das gerade Gegenteil umschlüge. Der Wirkung unsrer Klassiker geschähe dadurch kein Abbruch.

Wohl aber geschieht ihnen Abbruch durch eine unausgesetzte und planmäßige Hinderung und Zerstörung ihrer fortwirkenden und erobernden Kraft mit den Mitteln gewissenloser Herabziehung und Verleumdung. Große Charaktere und Geisteswerke erfüllen eine stille, aber gewaltige Mission, fortwirkend durch Zeit und Raum. Sie treffen verwandte Naturen, wo sie auch weilen mögen auf dem Erdball oder in den Jahrhunderten. Diese bilden ihre unbemerkbare, aber wahrhafte Gemeinde, die unsichtbare Kirche — das Wort sei erlaubt zur Bezeichnung von etwas sehr Hohem und Heiligem —, die jeder große Geist dem Ewigen stiftet. Bei dieser Mission sind unsre Geisteshelden des vorigen Jahrhunderts noch nicht lange, dieses Publikum ist unabhängig von Kommentatoren und Prachtausgaben, es ist weder überzählich noch überfüllt; aber dafür ist es zerstreut in allen Landen, und wenn man von Amerika bis Rußland die Wirkungen sieht, die ihr Same windgetragen hervorzaubert, wo er sich einsenken konnte, so muß man nur wünschen, daß es sich mehr und immer mehr an ihren Früchten sättige. Alles, was auf dieser Erde dem Geiste dient, müßte das wünschen. Am allerwenigsten liegt es im Interesse der sichtbaren Kirche, gerade diese unsichtbaren Mitstreiter von sich abzuweisen. Keine klassische oder, allgemeiner gesprochen, allen Völkern gemeinsame Litteratur ist in so hohem Grade erfüllt von dem innersten, treibenden Gedanken der Kirche, als einer ewigen Ordnung unter den Menschen, wie die deutsche. Und wir dürfen hinzufügen, keine in so zeitgemäßer Weise. Unsrer klassische Litteratur ist die einzige, die bereits kritisch wohlbekannt, ja, was schwerer wiegt, die hervorgegangen ist aus den ersten Kämpfen mit all den dunkeln Mächten, welche gerade heute die Kräfte auch der Kirche als Hüterin des Geistes mehr denn je aufrufen. Als gerader Gegenschlag gegen das Keimzeitalter der Revolutionsperiode, als versöhnende Auflösung seiner beängstigenden Fragen und schrillen Mißlänge hat sie sich entwickelt. Gegen das unbedingte Ansehen Voltaires schlug Lessing seine Schlachten, von Rousseaus sozialer Verzweiflung wies Herder auf freie, lichte Höhen einer unbegrenzten Aussicht auf menschlich würdige Thätigkeit. Über die unheimlichen Abgründe des *Système de la nature* schritt der gesunde Sinn des jungen Goethe wohlgenut zur Ordnung eines neuen Tages über, alle Schlacken seiner Umgebung in dem reinen Feuer seines Geistesblicks läuternd. Und wo er zweifelhaft lassen konnte, wo bei ihm die Höhe der geistigen Umschau den Blick des Alltagsmenschen trüben und verwirren konnte, da setzte, „mit kühnen Schritten die Bahn des Wollens und Vollbringens messend“, Friedrich Schiller ein und riß den Zweifelnden und Strauchelnden mit sich empor zu der Menschheit Höhen. Wo wären wir in diesem Jahrhundert ohne diese Gewaltigen, die wie jene Beschwörer,

mit denen der sterbende Sokrates seine Schüler tröstete, an seinem Eingange stehen!

Dem gegenüber muß die fortgesetzte und in neuester Zeit sich augenfällig steigernde Opposition der katholischen Kirche gegen die Anerkennung, und was schlimmer ist, die Wirkungen dieser Litteratur die geradezu entgegengesetzte Erklärung herausfordern. Es ist nicht ersichtlich, was gerade den Katholizismus dagegen aufbringt. Was in ihr an „Biquen gegen die Pfaffen“ mit unterläuft, ist stets im allgemeinen Gefüge gehalten, wurde früh überwunden, von Goethe belächelt, von Schiller (gerade dem Katholizismus gegenüber) ins gerade Gegenteil gewendet, und vor allem, es gilt am wenigsten dem katholischen Klerus. Die protestantische Geistlichkeit hat bekanntlich viel mehr Grund, sich von den wenig schmeichelhaft geschilderten Vertretern der Kirche im „Nathan“, in den „Räubern“ getroffen zu fühlen. Bei der Fülle von Poesie, mit der in Schillers Werken und im zweiten Teile des „Faust“ das katholische Ideal geradezu gefeiert wird, geht das evangelische Gefühl leer aus. Wenn gleichwohl immer wieder von katholischer Seite jene Angriffe erfolgen, so wird man sich doch wohl fragen müssen, ob denn wirklich, wie vorgeschützt wird, die religionsfeindliche Tendenz der Klassiker im allgemeinen ihr Zielpunkt sei. Man wird sich fragen müssen, ob nicht wohl auch hier, wie meist, die katholische Religion nur der Deckmantel ist für Bestrebungen, die nicht katholisch, sondern römisch, nicht religiös im allgemeinen Sinne, sondern lutherfeindlich im besondern Sinne sind. Die deutsche Nationallitteratur, die Errungenschaft des hinter uns liegenden großen Aufschwungs deutschen Geistes und deutschen Selbstbewußtseins, das, wengleich lange verschüttet, seine Wurzeln doch in der Reformation hat, hat sich als stärkster Einheitshort bewährt. Sie steht folgerichtig unter der ausschließlichen und kennzeichnenden Führung des protestantischen Deutschlands. Mit unbeugsamer Starrheit wurde seit der Reformation das katholische Deutschland dazu abgerichtet, sich an der Weiterentwicklung der gemeinsamen heimischen Litteratur kaum anders als in polemischer Weise zu beteiligen. Man findet im Jahrgang 1884 der „Grenzboten“ eine Reihe von Aufsätzen aus der Feder eines sicherlich sehr objektiven Litterarhistorikers, die unter dem Titel „Die katholischen Elemente in der deutschen Litteratur“ diesen Vorgang eingehend schildern. Wir können darauf verweisen, ohne eine nochmalige Schilderung dieses besondern Leidens unsrer Litteratur zu versuchen, namentlich ohne immer wieder die unglücklichen Umstände zu beklagen, durch die die am Ende des vorigen Jahrhunderts unter dem ersten starken Eindruck der neuen Litteraturblüte angebahnte Ausöhnung wieder vereitelt wurde. Sene Bestrebungen sind nur die Fortsetzung einer Bewegung, die weit älter ist als die Schäden, gegen die sie sich vorgeblich richtet, die mit den religiösen Umsturzedanken, überhaupt mit der Religion als solcher nichts zu thun hat, die wesentlich klerikal kirchlich ist und sich gegen die deutsche

Reformation und die mit ihr unverbrüchlich verbundene deutsche nationale Berechtigung und Einheit richtet.

Wenn nun heutzutage Füchse im Schafskleide auch noch gar die nationale Maske vornehmen, um ihr Programm aufrecht zu erhalten, ja zu fördern, so ist das der Gipfel aller Seltsamkeit. Eine Zeitung, die sich statt „Römisches Tageblatt“ oder „Zentralblatt“, was ja auch passen würde, „Germania“ nennt, kann man sich noch gefallen lassen. „Was ist ein Name, was uns Rose heißt, wie es auch hieße“ u. s. w. Aber die deutsch-nationalen Jesuiten mit oder ohne Jesuwiderhütlein, die Historiker à la Sanffen, die historisch-politischen getreuen Eckharte des deutschen Volkes, seine Litterarhistoriker aus Maria-Laach — das sind denn doch gar zu widerspruchsvolle Erscheinungen. Man verläßt sich auch auf diesen Widerspruch und wartet ruhig, bis er einmal aus einander plakt. Diese klugen, diplomatischen Warter können aber durch Sanffens Auflagen darüber belehrt werden, was bei diesem Abwarten und Totschweigen herauskommt, und wir wünschen ihnen nicht, das Plagen dieser Widersprüche einmal wirklich zu erleben. Denn wir halten sie ihrer Beschaffenheit nach durchaus für keine Seifenblasen, so lustig und harmlos sie auch bisweilen schillern. Zur Probe fordern wir den Leser auf, einmal mit uns daran zu rühren und sich zu überzeugen, was für Gift dabei herausspritzt.

Zu einem nationalen Hauptspezialisten auf litterarischem Gebiete hat sich in neuester Zeit der Wiener Sebastian Brunner ausgebildet. Er scheint dem Predigerorden anzugehören, über den er archivalische Forschungen veröffentlicht hat. Die Bände dieses Mannes füllen eine Bibliothek. Er hat alles Mögliche geschrieben, Theologisches, Antiquarisches, Sozialistisches, Historisches, Politisches, alles händeweise, vor allem auch Romane, die unser bereits erwähnter Vorarbeiter in diesen Blättern „ein paar gute Einfälle abgerechnet als matt und breit“ schildert, obwohl sie „von der katholischen Kritik als ein Extrakt von Geist und glänzender Subjektivität gerühmt werden.“ Das letztere können wir aus eigener Anschauung bestätigen. Aller Orten, auch dort, wo man sich eines wissenschaftlichen Tones und des gelehrten Citates befleißigt (auch hiervon werden wir eine Probe geben), findet man die Brunnerschen Geistesfunken mit großem Stolz zu den eignen gestellt, so die geniale politische Devise („Blöde Ritter. Poetische Galerie deutscher Staatspiffe“).

Wo ist des Deutschen Vaterland,
 Wo einer 's Pulver einst erfand
 Und jetzt noch jeder meint dabei,
 Daß er der Witterfinder sei,
 Das ist des Deutschen Vaterland.

Oder das berühmte Motto des „Deutschen Hiob“:

Ihr großen deutschen Geister,
Ihr kritisiert nicht schlecht —
Ihr nennt einander Lumpen,
Und jeder von euch hat Recht!

Namentlich das letzte, ebenso neue als geschmackvoll gefaßte Epigramm hat in Sebastian Brunnens litterarischer Gemeinde einen solchen Beifallssturm entfesselt, daß der Meister sich entschloß, daraus „Hau- und Bausteine zu einer Litteraturgeschichte der Deutschen“ herauszuschlagen. So wenigstens erklären wir uns den spät entdeckten neuesten Beruf Brunnens zum Litterarhistoriker seines Volkes. Aus dem Schachte des Wissens, den jenes Epigramm eröffnet, quillt in der That seine ganze litterarhistorische Gelehrsamkeit. Wir finden es daher auch wieder an der Spitze, nur in einer noch geistreicheren Form:

Bis in die innersten Herzensfalten
Haben die Herren genau sich gekannt,
Ist es erlaubt für wahr zu halten,
Was (so!) sie sich gegenseitig genannt?

Von diesen „Hau- und Bausteinen“ sind folgende bisher der deutschen Litteratur in die Fenster geworfen worden, denn es sind eben „Hau“-Steine einer ganz besondern Sorte: Vater Klein, der Seher Gottes (das hätte sich der gute Alte auch nicht träumen lassen, dazu verwendet zu werden), Der Louisentempel (Woffens Louise, die gute brave Kaffeeschwester!), Drei Stichproben aus der Goethe-Litteratur, Boß und Dichterbataillen (?), Der Himmel voller Geigen zu Weimar, Don Quixotte (so!) und Sancho Panza auf dem liberalen Parnasse (Anastafius Grün und — Bauernfeld als Vertreter des „deutschen Parnass“!)

Sedenfalls wird man zugeben müssen, daß unser litterarischer Baumeister nicht gerade sehr wählerisch in der Auswahl und Zusammenstellung seiner „Hauusteine“ ist. Besonders lehrreich dafür ist sein (vorläufig) neuester derartiger „Beitrag“ zum litterarhistorischen Tempel (schon drohen drei, vier neue!) Allerhand Tugendbolde aus der Aufklärungsgilde. Gegen den Willen ihrer Verehrer ins rechte Licht gestellt von Sebastian Brunner (Paderborn, 1888). Wunderlich genug fängt hier auch noch das Motto — ohne das thut ers nun einmal nicht — an: „So wie man aufhebt einen Stein.“ Unter diesem Hauustein findet sich nun eine merkwürdige, höchst gemischte Gesellschaft zusammen. Der Freiherr von Knigge und „die Rachel“ (unser gelehrter Litterarhistoriker meint natürlich nicht die französische Schauspielerin, sondern Rachel Levin-Barnhagen), Fichte und Nikolai, Wieland und der Industrieritter des Sturmes und Dranges, Kaufmann, Bettina und Matthias Claudius, der Schmutzfuß Blumauer und der Kanterklärer Reinhold u. s. w. Leute aus allen geistigen Wagenklassen, die offenbar sehr erstaunt sind, sich hier in einem Käfig als höchst „erschreckliche“ und gefährliche wilde Männer zu Mug und Frommen des deutschen Volkes zusammengesperrt zu sehen. Denn sie

protestiren oft ganz gewaltig gegen diese uniforme Behandlung, und der Menageriebesitzer hat Mühe, seine Bande in Zucht und Ordnung zu erhalten oder ein armseliges, winziges Männchen vorn an der Rampe festzuhalten und als großen Kannibalenhäuptling auszusprechen, das sich eigentlich fürchtet und jämmerlich winselt: Laß mich in Ruhe, ich bin gar kein Menschenfresser, sondern königlicher Kreissteuereinnahmer oder Hofrat oder Professor und heiße von Meyern oder Sintenis oder Paalzow u. s. w., mich kennt kein Mensch! Auf der andern Seite wird es ihm wieder schwer, einen gewaltigen Riesen zu beruhigen und zu überschreien, den er zum Beweise seiner Schwäche und Zahmheit am liebsten aus der Hand fressen lassen möchte, der aber ein sehr verdächtiges Gebiß zeigt und bei jedem Satze dazwischendonnert: Ich bin Johann Gottlieb Fichte. Die litterarhistorische Mottoepodie Brunners läßt sich über den persönlichen Mut des Redners an die deutsche Nation mitten in dem von Franzosen besetzten Berlin, des Landwehrmannes von 1813, folgendermaßen vernehmen:

Er kämpfte nur mit Worten sehr
Doch warf er weg bald das Gewehr,
Denn diese Waffe ist zu schwer.
Im Kampf mit Worten niemals faul,
Besatz er wohl ein großes Maul,
Doch niemals einen Schlachtengaul.

Der Tod nahm Fichte das Gewehr aus der Hand, und für einen Schlachtengaul reichte ein Professorengelohnt damals nicht aus. Brunners Mut ist offenbar höher. Er schimpft in Wien über „königlich preussischen Patriotismus“ und rempelt den „modernen Staatsmann, der ebenso wie Fichte den Anspruch hatte, mit dem Freiheitsheuchlerorden erster Klasse geschmückt zu werden, der in seiner dialektischen Taschenspielergewohnheit sagte: Sa, es giebt auch Zeiten, in denen die Freiheit nur durch Absolutismus gerettet und gehalten werden kann!“ Daß ihm das nur nicht bei seinem Orden schadet, er kam ja auch einen vatikanischen Staatsmann meinen. Seinen Mut beweist er ferner, daß zur Reklame für seine Schriften gerade das liberale Brockhaus'sche Konversationslexikon angeführt wird, natürlich eine große Selbstverleugnung für einen so geschwornen Feind der Aufklärungsgilde. Hoffentlich verschaffen ihm dafür ihre Auflagen (viele seiner Schriften sind in vierter, fünfter Auflage verzeichnet) das, was dem armseligen Fichte abging, einen Schlachtengaul.

Die Methode dieser „Tugendboldbeleuchtung“ ist also ziemlich verzwickelt. Der Verfasser weiß ja nur zu gut, wie man im litterarischen Deutschland über die allermeisten seiner Popanze denkt, ja daß man sie im gebildeten Deutschland überhaupt gar nicht kennt. Aber es ist ja auch alles nur Vorwand. Die gefährlichen und in Deutschland von jeher so überschätzten Ritter von der

traurigen Gestalt, die Knigge, Nidel, Kaufmann, Blumauer, Nikolai, Sonnenfels, Castelli „beleuchten“ ihm ja die ganze deutsche Litteratur. Es ist nun freilich unbequem, die abfälligen Urtheile über diese Helden gerade dieser Litteratur und ihren Verehrern entnehmen zu müssen. Aber wer sieht da so genau hin! Hauptsache ist, daß geschimpft wird und Namen genannt werden. Und da nimmt man die bequemsten Namen, d. h. solche, die für den Zweck am passendsten sind. Welches dieser Zweck ist, kann man leicht einem Umstande entnehmen, der gerade den Unbekanntesten dieser Helden gemeinsam ist. Eine ganze Reihe von ihnen sind nämlich abtrümmige katholische Priester oder Priesterzöglinge. Diesem Verbrechen der Abtrümmigkeit verdankt offenbar der Kantianer Reinhold einzig die Aufnahme in Brunners Buch, und daraufhin ist auch stets ihr Lebenslauf, namentlich ihr gottesjämmerliches, höchst „erschrockliches“ Ende zugeschnitten. Allen aber bis hinauf zu Fichte, ja Goethe, wie wir sehen werden, ist gemeinsam eine fürchterliche Herzensangst, sie beten heimlich und rufen Gott an, schließlich verderben und sterben sie, wo es angeht, an Galgen und Rad. Eulogius Schneider, ein katholisches Seitenstück zu Georg Forster, ein Mann, dem man weiter nichts nachsagen kann, als daß er 1789 von der ersten Revolutionsbegeisterung ergriffen wurde, die auch Klopstock und Kant ansteckte, fühlte seine jakobinischen Irrtümer auf der Guillotine. Da hat er nun doch zu viel und zu ehrenhafte Genossen, als daß dieser Tod gerade als „Schande“ erscheinen könnte. Wetters Brudersohnes Urahn hat übrigens Brunner berichtet, daß er zerknirscht das Miserere vor seinem Ende gebetet habe. Die litterarhistorische Behandlung dieses Mannes ganz besonders soll beweisen, daß „der zum Priester geweihte Katholik von Brunner unter das gleiche Nichtmaß gestellt wird.“ Ist das nicht einzig? Da ist ferner der abenteuende Schweizer Pietist Kaufmann, ein vor Frömmigkeit tiefendes Individuum. Dünker hat ein Buch an ihn verschwendet, worin bestätigt wird, was man längst wußte, daß der Mann ein Narr war, der nebenbei gern mit seiner Kappe sein Brot erwarb. Die Herrenhuter haben in ihrer Gutmütigkeit dem Gesellen Unterstand gewährt, und nun merkt man, wie er in die Aufklärungsgilde geraten ist. Der Mann stellt — nebenbei auch wieder treu nach Dünker — den protestantischen Tartüffe dar oder soll ihn darstellen; denn ein Tartüffe war er nicht, dazu war er einesteils zu dumm, andernteils vielleicht ein wenig zu schwyzerisch ehrlich. Er besleißigte sich im Gegenteil einer unheimlichen Aufrichtigkeit, ja er foquettirte damit. Es giebt einen nahen Geistesverwandten von ihm, er heißt Zacharias Werner. Aber dieser Sünder wallfahrtete nach Rom statt nach Gnadenfrei und schwor seinem Luther sogar poetisch ab in einer „Weihe der Unkraft.“ Daher müssen wir darauf verzichten, ihn unter den Tugendbolden zu treffen. Ähnlich ist es mit dem „Gewäsche“ der Berliner „Christenweiber und Judenweiber“, nämlich Bettina und Rahel. Wir vermiffen da ein „Judenweib“, das man sonst mit den

beiden andern stets nennen hört, als gehörten sie zusammen wie ein dreiblättriges Kleeblatt: Dorothea Veit. Aber diese Dame wurde eben nicht wie ihre frühere Freundin Rahel Protestantin, sondern Katholikin — und was für eine! —, ja es wurde ihr die unbeschreibliche Gnade zu teil, den doctor angelicus des neuesten Katholizismus Friedrich Schlegel zu heiraten. Darum vermißt man unter den — merkwürdigerweise auch gerade wieder mit Julian Schmidts scharfer Zunge gegebenen — Auszügen ihr „Gewäsche.“ Schade drum! Es finden sich darin so brauchbare Stellen gegen die Tugendholde. So über den „alten Heiden“ Goethe, der ihr vorkommt, „als sehe sie einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr, sich im Rote zu wälzen,“ über seine „antichristliche Denkart,“ ja über seinen Stil, der ihr dabei „so über alle Maßen platt und bierbrudergemein und geistesarm“ erscheint. Unser Vorgänger in den Grenzboten von 1884 war offener; er hat sie ruhig mitgeteilt. Will man aber wissen, wer nach dem Eindruck, den man in dieser Litteratur empfängt, der gefährlichste, böseste, gewaltigste, kurzum der wahre Antichrist in der neudeutschen Litteratur ist? Es ist nicht Wieland, von dessen vielen angreifbar scheinenden Seiten keine einzige aufs Korn genommen wird, während über eine vorlaute Bemerkung über die weltliche Herrschaft des Papstes (was wohl geschehen würde, wenn etwa ein Erdbeben die berühmten Schenkungen Konstantins u. s. w. vernichtete) ein Langes und Breites geschimpft wird. Auch nicht Lessing und Herder und die „übrigen Litteraten,“ über deren „fragmentarische Arbeiten“ man vornehm die Achseln zuckt. Auch nicht der auf weit über hundert Seiten (trotz oder vielleicht wegen seines „Übertritts“) vermöbelte fürchterliche Fürst Büdler-Muskau und seine Korrespondentin, die blaustrümpfige Nichte Barnhagens. Nein, es ist — der alte Voss. Oder richtiger: „die Vöffe.“ Denn unter dieser Firma muß auch der arme unschuldige Sohn, „der sanfte Heinrich,“ herhalten, die schauderhaften Sünden, die der alte Heidelberger Brummbar gegen „die Unfreien“ auf sein Gewissen geladen hat, auszubaden. Es werden ihnen die schlimmsten Dinge nachgesagt — wir werden noch sehen, welche Rolle der gemeine Wald- und Wiesenklatsch in dieser Litteratur zu spielen berufen ist —, so daß das kleine Professorenhaus am Neckarufer, von dem man bisher nur wußte, daß man darin höchstens an schlechtem Kaffee, Tabakqualm und bei den ewigen Quasselleien des alten verstockten Nationalisten vor Langerweile sterben konnte, als eine wahrhafte Banditenhöhle erscheint. Diesem grimmigen Wolfe nun sind zwei schneeweiße, unschuldige zitternde Lämmlein gegenübergestellt, es sind — gleichfalls sonderbare Zusammenstellung — Graf Stolberg, Vossens an die römische Kirche verloren gegangener Freund „Fritz Stolberg,“ und Matthias Claudius. „Auf die berechtigte Frage: Wie kommen denn Matthias Claudius und Stolberg in die Gesellschaft dieser Gattung Tugendholde hinein?“ erfahren wir, daß Brunner „dieser beiden als Zielscheiben benötigt, auf welche die Aufklärer ihre giftigen Pfeile losgeschneit.“ Diese Aufklärer, unter denen man sich nach

den beiden ellenlangen Artikeln ein ganzes karnibalisches Heer vorstellen muß, sind immer wieder Boß oder „die Bösse.“ Man müßte denn den Hesses-Darmstädtischen Minister Moser hinzunehmen, von dem Claudius nach seinem freiwilligen Abgange aus hessischen Diensten bei aller Anerkennung als nicht gerade fleißiger Arbeiter geschildert wird. Claudius, der Wandsbecker Bote, ist nun im Gegenteil ein Hätschelkind der deutschen Litteratur, ist es von jeher gewesen. Wenn wir ihn hier als „protestantischen Zeugen der Wahrheit“ (so!) eingeschlachtet finden, der beweisen soll, daß (fett gedruckt) „die gleiche Feindschaft gegen die gläubigen Christen unter den Protestanten“ unter den „Aufklärern“ herrsche, so dürfte das selbst bei den gläubigsten Christen „unter den Protestanten“ (!) verlorene Liebesmühe bedeuten. Der Artikel singt das Lob des Wandsbeckers wieder meist mit den Worten seines Biographen Herbst, berichtet zum Schluß gar noch von Lessings, des Aufklärungshauptlings „köstlichsten Briefen“ an Claudius nach der Erzählung von Claudius' Sohn, und das soll nun ein Beweis „von der gleichen Feindschaft u. s. w.“ sein. Thatsache ist, daß der ehrliche Claudius das verfänglichere Kapitel über Stolberg herausreißen muß. Die Milch der gemeinsamen christlichen Liebe wird nur an ihn verschwendet, damit sie sich bei den Christen „unter den Protestanten“ in gährend Drachengift gegen die verhaßte deutsche Litteratur verwandle.

Ähnlich angelegt wie diese Claudiusverteidigung, aber auf zerstörende Wirkung in allen Kreisen berechnet ist Sebastian Brunners gleichfalls neuerdings erwachte rührende Eiferung für den armen, gemißhandelten Friedrich Schiller. Man höre den Titel seines Buches: Friedrich Schiller. Kuriose Freunde, trübseelige Tage, Mißachtung bis ins Grab hinein, kein Ehrenbuch für Weimars Größen. (Wien, 1887.) Daß männiglich nicht im Zweifel bleibe, wer im Besondern unter „Weimars Größen“ und „kuriosen Freunden“ zu verstehen sei, dafür sorgt das unausbleibliche Motto auf dem Titelblatte, welches schließt:

Als zwei innige Genossen
Sehn wir sie in Erz gegossen,
Wie sie sich als Freunde eben
Liebevoll die Hände geben;
Doch die Wahrheit war hientieden
Von dem Erzbild sehr verschieden;
Wie die Freundschaft ist gewesen,
Ist im Büchlein hier zu lesen.

Thatsächlich ist in diesem Buche etwas ganz andres zu lesen. Nämlich daß Schiller ein ebenso leichtsinniger Geschichtsforscher als unverschämter Geschichtsfälscher gewesen ist; es wird so weit gegangen, die (im Auftrage des Buchhändlers Göschen) für einen Damenkalender verfaßte Geschichte des dreißigjährigen Krieges als im schwedischen Solde unternommen darzustellen, weil der König von Schweden zwölf Jahre später bei einer Durchreise durch Weimar

gegen Schiller das Werk lobte und dem Dichter bei seiner Abfahrt einen brillantenen Ring verehrte. (Schiller an seinen Schwager Wolzogen 4. September 1803.) Das Verhältnis zu der Geliebten (!) Schillers, Charlotte von Kalb, giebt dann Anlaß zu einer endlosen Reihe von Kapiteln über diese Frau, von der Brunner nicht weiß, ob er sie mit mehr Wirkung als Verrückte, Schwindlerin und Kokette oder als gefährliche „Antichristin“ darstellen soll; in jedem Kapitel entscheidet er sich für etwas anderes. Sodann wird der Briefwechsel durchgestöbert, und was an verstimmtten Ausdrücken über Persönlichkeiten aufzutreiben ist, gebucht. Schillers Christentum wandelt neben der schwankenden Gestalt der Kalb in gewisser Übereinstimmung einher. Bald ist Schiller der vogelfreie Litterat ohne Halt und Glauben, der mißratene Sprößling eines frommen Hauses — Schillers Vater ist mit einer gewissen Kunst in ein religiöses Dämmerlicht gestellt, worin er harmlosen Lesern als Katholik, allen aber mindestens als „Zeuge der Wahrheit“ erscheinen muß — bald ist er wieder geradezu der „katholische Konvertit.“ Das ganze Buch könnte ziel- und planlos erscheinen, wenn sich nicht eine Absicht deutlich hindurchzöge, die Absicht, Schiller als einen eigentlich doch recht armseligen armen Teufel darzustellen, der eben um sein täglich Brot geschmiert habe und daher im Grunde gar nicht ernst zu nehmen sei. Schillers peinlich genaues Haushaltungsbuch, vor dem Nüchtern und Ehrfurcht zugleich Halt gebieten sollten, wird nach dieser Richtung hin, aber zugleich mit einer auffälligen Bevorzugung des Verbrauchs von Getränken in „Schillers Krankheit“ geplündert. Der Unglückliche war ja auf „Spirituosen“ angewiesen, um schaffen zu können. Hierin nun endlich rechtfertigt sich auch der angeführte, rührend „verteidigende“ Titel mit der Spitze gegen Goethe. Allein was hier vorgebracht wird, beschränkt sich im wesentlichen auf die schon unzählige Male vorgebrachte Begräbnisgeschichte. Daß bei Schillers Tode der selbst schwerkranke Goethe ihnen nicht den Gefallen gethan hat, vor Gram zu sterben, daß er nicht einmal als pflichtmäßiges erstes Magerweib der Welt ein Spektakel gab, sondern eben bloß — herzlos — sein Haupt verhüllte und sich in sein Kämmerlein verschloß, das können ihm die guten Leute — nebenbei beider Konfessionen — nun einmal nicht vergeben. Was sonst noch von Neid, Feindschaft und heimlicher Ränke-
spinnerei Goethes gegen den doch eigentlich so bedeutungslosen „Rivalen“ „vermutet“ wird, (Ränke-
spinnereien, die sich sogar auf Schillers Gehalt vom Herzoge erstrecken!), wird durch allbekannte Thatfachen für jeden widerlegt, der sich den beiden Dichtern auch nur flüchtig einmal genähert hat. Aber für solche sind diese Bücher eben nicht geschrieben. Sondern sie verfolgen den „geheiligten“ Zweck, dies Nähertreten, wo es nur eben angeht, zu hintertreiben. Es muß wirklich eine fürchterliche Sache sein, gegen die man sich hier wendet, nach den Mitteln zu urteilen, mit denen man den Kampf zu betreiben gezwungen ist.

Es sind aber nicht bloß grobe Mittel, wie die oben geschilderten, mit denen dieser Kampf geführt wird. Man hat sie auch in feinerer Form. Freilich hat sich nur das Kaliber geändert, das Material ist das gleiche. Bei Brunner sagen schon die Titel seiner Schriften (von „nächst zu erscheinenden“ (so!) nennen wir noch „Lessingiasis und Nathanologie“; „Der Heidelberger Paulus, geheimer Kirchenrat und offener Schwindler“), oft unfreiwillige Druckfehler in gelehrten Ausdrücken und Sprachproben, wie die eben angeführte (z. B. er kniet sich nieder, erkieszen zu werden u. a.), an welches Publikum er sich wendet. Er fühlt sich als der Abraham a Sancta Clara unsrer Zeit, wobei er nur übersieht, daß unsre Zeit nicht die des Pater Abraham ist. Auch wäre der zu — wichtig gewesen, um seine Schnurren in die Gelehrsamkeit hineinzutragen. Sie werden dadurch ledern und fruchten wenig. Da Brunner die Mottos so liebt, so finden wir bei ihm selbst ein sehr treffendes für seine Persönlichkeit als Litterarhistoriker. Es steht (Tugendbolde, S. 97) stolz für sich allein und lautet: „Schimpfen ist billig, man braucht dazu keinen wissenschaftlichen Aufwand.“

Allein Sebastian Brunner ist durchaus nicht der einzige Typus des „katholischen“ Litterarhistorikers. Wie auf allgemein geschichtlichem Gebiete Leute wie Janssen den virtuosen Beweis zu erbringen berufen sind, daß auch die Schulung und Bildung des neuesten Geschichtsforschers den Standpunkt „hinter den Bergen“ — und zwar wo es am dunkelsten ist — ermöglicht, so wenig fehlt es auf litterarhistorischem Gebiete an „wissenschaftlichen“ Kämpfen für die römische Sache. Ja dies Gebiet ist ja das eigentliche Ausgangsgelände für ihre kriegerischen Unternehmungen gewesen, die im Anfange unsers Jahrhunderts wieder einen so ungeahnten Aufschwung nehmen sollten. Die Namen Friedrich Schlegel und Joseph Görres sind hier klassisch; wenn man wissen will, wie klassisch sie bereits in des Wortes höchster Bedeutung bei ihrer Gefolgschaft geworden sind, so höre man, daß Görres bereits in einem Atem allein mit Dante genannt wird und Friedrich Schlegel weit über Goethe an „tiefem, umfassendem Urteil,“ nicht bloß an „ernster wissenschaftlicher, einheitlicher Durcharbeitung der Weltlitteratur“ gestellt wird. Wir bringen diese beiden Citate nicht absichtslos an dieser Stelle. Sie stehen nahe bei einander in einem Werke, das wir als vorbildlich für die mehr wissenschaftliche Seite der hier gekennzeichneten Bestrebungen herausgreifen. Es ist das in drei Bänden 1882 ans Licht getretene, binnen drei Jahren in zweiter (vermehrter und „verbesserte“) Auflage vorliegende Werk des Jesuitenpater Alexander Baumgartner: Göthe. Sein Leben und seine Werke. (Freiburg im Breisgau, Herder, 1885—1886.) Wir stehen nicht an, dieses Werk eine wissenschaftliche Leistung zu nennen, aber diese Bezeichnung gereicht ihm keineswegs zur Ehre. Je mehr wir die Beherrschung des Stoffes von Seiten eines Kundigen gewahren, je sicherer die Benutzung der einschlägigen wissenschaftlichen

Litteratur den leider nur sehr einseitig eifrigen Forscher verrät, desto greller und beleidigender tritt das hier vollzogene Opfer der Wahrheit, der Aufrichtigkeit und des Geschmacks, wir sagen das bewußte Opfer der ersten Eigenschaften eines Mannes, hier entgegen.

(Schluß folgt)



Die jüngste Schule



Seit Jahren verlautet von dem Bestehen einer neuen litterarischen Schule. Die Kinderschuhe der sogenannten klassischen Periode unsrer nationalen Dichtung sind ausgetreten, die alten Herren von Weimar waren ja für ihre Zeit ganz tüchtige, verdienstvolle Leute, aber die neue Zeit hat eben einen weitem Gesichtskreis, höhere Ziele, sie bedarf anderer Herolde und Propheten, und sie hat sie gefunden.

So oft ich einer solchen Verkündigung begegnete, hoffte ich endlich zu erfahren, worin denn das Wesen der neuen Schule bestehe, wodurch sie sich von der glücklich überwundenen unterscheide; aber anstatt einer Erläuterung der geheimnisvollen Reden erhielt ich stets nur eine neue, eben so dunkle Fassung. Und nicht besser erging es mir bei den gelegentlichen Bemühungen, aus den Quellen selbst Belehrung zu schöpfen. Immer dieselbe Freimaurerei. Immer wieder erzählen die Dichter, daß sie die Fesseln abgestreift, mit allen Vorurteilen gebrochen haben, daß sie ihr Ohr an des Volkes Herz legen, die Sache der Menschheit führen, von Philistern angefochten werden und ihnen Verachtung zurückgeben — und weiter? Weiter nichts. Lauter Vorreden zu Thaten, doch von den Thaten selbst konnte ich nichts erfahren. Offenbar war ich noch immer nicht vor die rechte Schmiede gekommen, und das betrückte mich ernstlich; man will doch nicht hinter seiner Zeit zu weit zurückbleiben.

Plötzlich kam Hilfe in Gestalt eines „Volksheftes,“ betitelt „Die jüngste deutsche Litteraturströmung und das Prinzip der Moderne von Eugen Wolff, Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.“ Brauche ich noch zu sagen, daß ich mit Gier nach dem Büchlein griff, mit Gier es durchflog, las und wieder las? Was ich daraus erfahren habe, will ich treulich berichten, da sich annehmen läßt, daß so mancher Leser dieser Blätter sich in derselben Unwissenheit befindet, wie bis vor kurzem ich.